



Österreichische  
Akademie der  
Wissenschaften

eif  
Institut für  
Europäische  
Integrations  
Forschung

# EIF Working Paper Series

---

## Die Konstruktion einer EU- Identität über Vokabulare – Skizze einer Medienanalyse

---

**Cornelia Bruell**

*August 2006*

**Working Paper Nr: 25**

**Institut für Europäische  
Integrationsforschung  
Institute for European  
Integration Research**

Österreichische Akademie  
der Wissenschaften  
Prinz-Eugen-Straße 8-10  
1040 Wien

**fon:** +43(1) 515 81-75 65  
**fax:** +43(1) 515 81-75 66  
**mail:** [eif@oeaw.ac.at](mailto:eif@oeaw.ac.at)  
<http://www.eif.oeaw.ac.at>

---

# Die Konstruktion einer EU-Identität über Vokabulare – Skizze einer Medienanalyse

---

## Abstract

*EU-Identität<sup>1</sup> – oder die Unmöglichkeit als Bedingung der Möglichkeit. Auch wenn sich solche Paradoxa, solche Stilmittel der wissenschaftlichen Literatur, oft als begriffliche Unschärfen enttarnen lassen – der einleitende Satz hat seine Berechtigung. Ein vergleichendes Lesen und Weiterentwickeln der Theorien von Ernesto Laclau (1990, 2002, 2005) und Richard Rorty (1992, Rorty und Davidson 2005) zeigt, dass die Unmöglichkeit jeglicher Identität, um präzise zu sein die Unmöglichkeit ihrer Abschließbarkeit, eine/mehrere EU-Identitäten erst möglich macht. Was bei einer empirischen Umsetzung dieser Theorien bedacht werden müsste, wird abschließend skizziert.*

## 1. Einleitung<sup>2</sup>

Demokratiedefizit und Legitimationsprobleme in der Europäischen Union sind Schlagworte, die oft im gleichen Atemzug mit einer EU-Identität genannt werden (Eder und Giesen 2001, Grimm 1995, Cerutti 2001, Meyer 2004). Unbestritten ist auch, dass sich Individuen einer Gruppe zugehörig fühlen müssen, um gemeinschaftliche Entscheidungen treffen und akzeptieren zu können. In den vergangenen Jahren hat man jedoch von der Vorstellung einer *natürlich* gewachsenen Identität, auch im nationalstaatlichen Kontext, Abstand genommen und sich stärker dem Konstruktcharakter von Identitäten zugewandt.<sup>3</sup> Strittig ist allerdings nach wie vor *wie* diese Identitäten konstruiert werden – Stichworte dazu: kulturelle vs. politische Identität (Habermas 2001, Meyer 2004), Notwendigkeit einer gemeinsamen Geschichte vs. reiner Solidarität und Anerkennung für die Identitätsbildung (Gellner 1983), Inklusionen, i.e. positive, vs. Exklusionen, i.e. negative Identitätsbildung (z.B. kulturelle Grenzziehungen) (Bach 2001, Luhmann 1994). Geht man von der Konstruierbarkeit von Identitäten aus, muss auch nach dem Raum gefragt werden, in und durch einen solchen diese stattfinden kann. Hier gewinnt die Frage nach einer Europäischen Öffentlichkeit an Bedeutung. Gerhards konstatiert: „Öffentlichkeit dient [...] der Konstitution einer Identität der Gesellschaft, indem Bürger über Öffentlichkeit vermittelt dauerhaft die Gesellschaft beobachten, an ihr teilhaben und sie als die ihre begreifen“ (Gerhards 1993: 98). Angelehnt an den Nationalstaat wird das Funktionieren einer Identitätsbildung über derartige

<sup>1</sup> Ich werde eine kollektive Identität in der Europäischen Union als *EU-Identität* oder *Identitäten* bezeichnen, da gerade bei einem diskurstheoretischen Zugang mit konstruktivistischem Anspruch diese Differenzierung zwischen Europa und der EU von Bedeutung ist.

<sup>2</sup> Für kritische Kommentare und wertvolle Hinweise bedanke ich mich besonders bei Isabella Eiselt, Monika Mokre und Markus Mooslechner. Die Ausführungen in diesem Artikel sind Grundlage eines Dissertationsprojektes, das im Frühjahr 2007 seinen Abschluss finden wird.

<sup>3</sup> Eine Ausnahme stellt zum Beispiel Bühl (2000) dar, der davon ausgeht, dass sich die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv „ergibt“.

Öffentlichkeiten auch von einer gemeinsamen Sprache abhängig gemacht. Das Fehlen einer solchen in der Europäischen Union werten manche als unüberbrückbares Hindernis (Grimm 1995, Kielmansegg 1996), während andere Möglichkeiten sehen, dieses Problem zu umgehen, etwa über das Modell einer *second first language* von Habermas (1999: 191 u. 2001: 122) oder über multilinguale und multikulturelle Öffentlichkeiten bei Eder und Kantner (2000) und Kaelble (2002).

Von dieser Ebene der Multilingualität wird hier weiter abstrahiert und nach den prinzipiellen Funktionsmechanismen von Sprache und ihrer Rolle für Identitätskonstruktionen gefragt. Damit soll argumentativ dargelegt werden, dass es nicht so sehr um den Faktor einer gemeinsamen Sprache für Identitätsbildungen geht, als viel mehr um die Verwendung von Begrifflichkeiten im gleichen Bedeutungskontext, was auch mit *Horizont* in der Terminologie Laclaus oder mit Castoriadis *Social Imaginary* (1984) verglichen werden kann. Durch einen solchen Zugang wird zudem erklärbar, warum die *Suche* nach einer EU-Identität bisher wenig erfolgreich war. Kulturelle und politische Werte, wie im allgemeinen jegliche Erscheinungsform von Bedeutungseinheiten, sind aus einem poststrukturalistischen Verständnis nicht a priori gegeben, sie werden erst über Diskurse konstruiert und sind ständig Veränderungen unterlegen. Ein solcher Zugang befreit das Projekt einer EU-Identität und deren Werteimplikationen aus seiner Starrheit und dem Charakter des *Findenwollens*. Es gibt kein historisches Fundament stabiler europäischer Werte, das zum gegebenen Zeitpunkt reaktiviert werden könnte. Gemeinsame Bedeutungshorizonte und ein gemeinsames (auch multilinguales) Vokabular sind vielmehr erst zu schaffen, um kollektive Identitätskonstruktionen möglich zu machen.

Um sowohl intersubjektive als auch rein selbstbezügliche Kommunikation zu ermöglichen, ist eine Festlegung von imaginierten Entitäten und damit Identitäten, also Begriffsbestimmungen, notwendig. Die Festschreibung findet *über* und *im* Diskurs statt, der in laclauscher Terminologie sämtliche sozialen Phänomene mit einschließt. Diskursive Identitäten werden ständig konstruiert und re-konstruiert. Dieser konstruktivistische Ansatz richtet sich nicht gegen die Existenz einer *Realität* außerhalb des Diskurses, sondern viel mehr gegen die Möglichkeit, diese zu erkennen. Phänomene sind also nur in Form ihrer diskursiven Konstruktion der Analyse zugänglich. Der Blick wird damit auf Zusammenhänge gerichtet, in denen bestimmte Konstruktionen produziert werden. Auch wenn der Begriff des Diskurses nicht auf Zeichensysteme allein reduziert wird, nimmt Sprache eine besondere Rolle in diesen Identitätskonstruktionen ein.

Theoretischer Ausgangspunkt der folgenden Analyse sind sprachanalytische Konzeptionen vom späten Ludwig Wittgenstein (1953) über Donald Davidson (2001, 2005) bis Richard Rorty (1992, 2005) sowie die poststrukturalistische politische Theorie von Chantal Mouffe und Ernesto Laclau (2000). Auf diese Weise sollen sprachanalytisch-diskurstheoretische Überlegungen zur Identität für die demokratietheoretische Debatte um diesen Begriff fruchtbar gemacht werden. Welche Konsequenzen dieser Zugang für eine EU-Identität hat und wie ein solcher theoretischer Ansatz empirisch umgesetzt werden kann, wird im Folgenden thematisiert.

## 2. Identität und Diskurs bei Ernesto Laclau<sup>4</sup>

In seinem jüngsten Werk, *On Populist Reason* (2005), teilt Laclau seinen eigenen theoretischen Zugang in drei zentrale Kategorien ein: *Diskurs*, *Leerer Signifikant* und *Hegemonie*, sowie *Rhetorik*. Die folgenden Ausführungen zu seiner Theorie werden sich an diesem Schema orientieren. Den Aspekt der Rhetorik streicht Laclau erstmals deutlicher hervor, da ihm von J. Hillis Miller (Miller in Critchley und Marchart 2004) vorgeworfen wurde, er würde Logiken (der Differenz und der Äquivalenz) der Rhetorik vorziehen.<sup>5</sup> Dem hier verfolgten Vorhaben einer sprachphilosophischen Perspektivierung der Hegemonietheorie, kommt diese Präzisierung des Stellenwertes rhetorischer Figuren, i.e. Tropen, sehr gelegen.

### 2.1. Diskurs

Nach Laclau werden Identitäten sowohl *als* Diskurs als auch *im* Diskurs konstruiert. Damit kann jegliches komplexe System von relationalen Elementen (Elemente im herkömmlichen Sinn, nicht in laclauscher Terminologie) als *Diskurs* bezeichnet werden. Der Begriff umfasst nicht nur Schriftliches und Verbales, sondern sämtliche sozialen Phänomene, deren Bausteine sich durch die Art ihrer Beziehung zu einander ständig verändern und stabilisieren. Diskurs wird damit mit Bedeutungs- und Signifikationssystemen gleichgesetzt.<sup>6</sup> Laclau schreibt dazu (1985: 113, übers. von und zit.n. Andersen 2003: 50): „When, as a result of an articulatory practice, one has become capable of configuring a system of exact different locations, this system of different locations is called discourse.“ Nachdem keiner dieser Bausteine eine prä-existente Identität besitzt, sondern letztere erst in und durch das relationale System konstruiert wird, können die Begriffe *Beziehung* und *Objektivität* synonym verwendet werden (Laclau 2005: 68). Jegliche Form der Bedeutung (und damit auch Objektivität) hängt von einem System von Differenzen ab. Hier lehnt sich Laclau stark an de Saussure (1962) an, nach dem Signifikanten (dies können Handlungen oder linguistische Zeichen sein) rein durch die formalen Regeln ihrer Kombination und Substitution, i.e. durch die syntagmatische und die paradigmatische Achse von Sprache, und nicht durch ihr Verhältnis zu Signifikaten, als den Bedeutungen, definiert werden.

### 2.2. Hegemonie und leerer Signifikant

Wir haben also festgestellt, dass relationale Identitäten keine vorgegebene Struktur haben, sondern das System rein aus der differenziellen Beziehung seiner Elemente besteht. Allerdings wirft dies ein Problem auf: „Gegeben, dass alle Identitäten rein differenziell sind, müssen wir in irgendeiner Weise bestimmen können, was das Gesamte ist, in welchem sich die Identitäten als different konstituieren können“ (Laclau 2005: 69, übers. von CB). Des weiteren: Nachdem es kein vorstrukturiertes, allmächtiges Zentrum gibt, das diesen Identitäten ihren Platz zuweist, muss der nötige Horizont von den Elementen selbst produziert werden. Es muss also eine Totalität geben, die

<sup>4</sup> Die Überlegungen zu folgendem Kapitel stützen sich hauptsächlich auf Laclau 1990, 2002 und 2005.

<sup>5</sup> Die Reaktion von Laclau im selben Band war eindeutig: Rhetorik sei das konstitutive Element jeglicher Identität.

<sup>6</sup> Für einen zentralen Hinweis hinsichtlich dieser Deckungsgleichheit bedanke ich mich bei Martin Nonhoff.

in jedem Element auf die eine oder andere Weise zum Ausdruck kommt. Wenn es aber eine Totalität gibt, muss es auch eine Grenze und etwas Äußeres geben. Um diese Komponenten der Totalität, die Grenze und das Äußere sinnvoll integrieren zu können, muss das Konzept der Hegemonie eingeführt werden. Warum braucht ein System Hegemonie?

Kein System besitzt die Möglichkeit, sich selbst als Totalität zu beschreiben oder zu benennen, denn dazu müsste es sich außerhalb seiner selbst stellen können. Die Benennung und Sichtbarwerdung der Gesamtheit des Systems durch sich selbst kann also nur im Inneren des Systems stattfinden. Die Gesamtheit/Totalität des Systems, i.e. das Universelle, kann nur von einem Bestandteil desselben, i.e. einer Partikularität, repräsentiert werden. Jede partikuläre Identität im System muss auf Grund ihres differenziellen Charakters gleichzeitig auch Zugang zum Gesamten haben muss. Aufgrund beider Notwendigkeiten, der Gesamtheit des Systems und der gleichzeitigen Unmöglichkeit sich selbst von außen zu betrachten, wird der Bedarf eines Repräsentanten evident. Wir haben aber schon festgestellt, dass es das System an sich nicht gibt, im Sinne einer inhaltlichen Gesamtheit, sondern dass es rein aus den differenziellen Elementen und seinem Verhältnis zum Außen besteht. Das heißt also auch, dass es keinen eigenen Repräsentanten der Gesamtheit geben kann, sondern nur ein differenzielles Element, das diese Funktion übernimmt. Und genau diese Übernahme der Repräsentation der Gesamtheit (des Universellen) durch eine der Differenzen (Partikularitäten) ist es, was Laclau Hegemonie nennt.

Nun kommen wir zur nächsten Komponente: der Grenze. Wollen wir legitimer Weise von einer Gesamtheit sprechen, muss es eine Grenze geben. Wie ist eine solche Grenze charakterisiert? Die Grenze des Systems kann nicht einfach eine weitere Differenz bedeuten, wie sie auch zwischen den es konstituierenden Elementen besteht. Denn dann würde die Grenze in das System selbst fallen und nichts mehr ausschließen, i.e. begrenzen. Die Grenze muss also eine sein, die das ausschließt, was zum System antagonistisch ist.

Dieses absolut Antagonistische des Systems ist sein Außen. Ein vollkommen Anderes wird einerseits ausgeschlossen, andererseits verhindert die Notwendigkeit dieses Ausschließens die ultimative Abschließbarkeit, da es ja vom Inneren des Systems wahrgenommen werden muss. Gegenüber diesem Antagonistischen sind die einzelnen Bausteine, i.e. Identitäten, äquivalent – äquivalent in ihrem gemeinsamen Ausschluss des Anderen. Dieser Zustand der Äquivalenz bedroht aber den Charakter der Differenz und in der Spannung zwischen der Logik der Differenz und der Logik der Äquivalenz wird Identität konstruiert (Laclau 2005: 70). Die Grenze des Systems ist also einerseits notwendig für die Definition der Differenzen zueinander, andererseits wird sie ständig subvertiert durch den Einbruch des Antagonistischen ins System und kann daher nie stabil sein. Das Außen wird von Laclau zusätzlich mit dem Konzept der Diskursivität charakterisiert. Sie bezeichnet den reinen Zustand der Relationalität von Identitäten. Diese relationalen Beziehungen müssen aber den systemischen Charakter eines Diskurses nicht zwingend aufweisen, denn die unterschiedlichen Standorte der Identitäten können durchaus unpräzise sein und gleiten. Jeder Diskurs ist dann ein hegemonialer Versuch den unfixierten Charakter der Diskursivität über Artikulation zu unterbrechen und ein strukturierendes Zentrum zu bilden.

Gelingt dies, besteht das Zentrum des Diskurses aus privilegierten diskursiven Punkten, die als *nodal points* (Knotenpunkte) bezeichnet werden. Die *Funktion* von Knotenpunkten besteht in der Fixierung des Diskurses. Ihre *Qualität* ergibt sich aus der bereits beschriebenen Notwendigkeit der Repräsentation einer unmöglichen Universalität (unmöglich, da sich das System nie völlig schließen kann) durch eine Partikularität. Die Partikularität, die die Universalität repräsentiert ist ein Signifikant ohne Signifikat, i.e. ein *leerer Signifikant*. Um die universelle Funktion übernehmen zu können, muss dieser seinen differenziellen Charakter weitgehend aufgeben, auch wenn dies nie völlig gelingt (Laclau 2005: 70f.). Ganz kann dieser Signifikant sich nämlich nicht entleeren, da er dann kein Repräsentant mehr wäre. Der leere Signifikant gibt der unmöglichen Gesamtheit des Systems einen Namen und repräsentiert damit den ständig empfundenen Mangel des Systems sich nicht völlig schließen zu können. In einem Zustand völliger Unordnung wird dies zum Beispiel das Wort *Ordnung* sein. Wie kommt es aber nun zur Entscheidung für *eine* dieser Partikularitäten, die das Universelle in sich inkarniert?

Grundsätzlich gibt es nicht unendlich viele Möglichkeiten für Partikularitäten sich im Universellen zu inkarnieren, sondern eine begrenzte, historisch bedingte Anzahl. Diese widerstreitende Menge der Partikularitäten um die Hegemonie nennt Laclau *das Politische*, denn die Entscheidung für eine der Möglichkeiten, ist gerade auf Grund dessen, dass die Struktur selbst eine solche nicht vorgibt, immer politisch. Ihren Ausdruck findet die Entscheidung in der *Politik*, i.e. durch *Artikulation*. Der Moment der Entscheidung für eine Variante ist gerade auf Grund seiner Nicht-Bestimmtheit jener Moment, in dem das Subjekt oder die Gemeinschaft (als Kollektivsubjekt) entsteht. Die Entscheidung für einen hegemonialen Signifikanten und die Begründungslogik für die jeweilige Wahl ist also für die Rekonstruktion bestehender Identitäten und das Verstehen von Identifikationsmechanismen von zentraler Bedeutung.

Eine solche Entscheidung wird aber überhaupt erst nötig, wenn sich die Struktur in irgendeiner Weise verändert hat, d.h. wenn Verschiebungen (Dislokationen) statt gefunden haben. Dies ist möglich, da hegemonial etablierte Diskursstrukturen auf Grund der prinzipiellen Offenheit jeder Struktur angegriffen und disloziert werden können. Dislozierungen finden statt, wenn neue Ereignisse nicht mehr einordenbar, erklärbar oder repräsentierbar sind. Sie sorgen dafür, dass bereits gebundene *Momente* (also im Diskurs fixierte Bedeutungen) wieder zu *Elementen* werden (auch *flottierende Signifikanten* genannt) und für neue Strukturierungen zur Verfügung stehen. Laclau wendet sich damit vor allem gegen den Strukturalismus und gesteht dem/der AkteurIn eine voluntaristische Partizipation zu. Das Zerstreuen der Struktur durch soziale Prozesse bringt das Subjekt in eine produktive Identitätskrise, denn erst durch diesen Prozess werden Identifikationen notwendig (Laclau 1990: 39).

### 2.3. Rhetorik

Nachdem die Logik der Differenz und die Logik der Äquivalenz bei Laclau eine so zentrale Rolle spielen, wurde ihm von Miller (Miller in Critchley und Marchart 2004) vorgeworfen, er ziehe in seiner Theorie Logiken der Rhetorik vor. Dies versuchte Laclau in einer Replik darauf zu widerlegen und in seinem jüngsten Werk noch auszubauen. Rhetorik sei das konstitutive Element

von Diskurs schlechthin (Laclau in Critchley und Marchart 2004: 30), da sie zur Benennung eines unmöglichen Objektes, in Form der Repräsentation, notwendig ist. Das Argument lässt sich sogar verallgemeinern, wenn man davon ausgeht, dass im Ursprung *jeder* Benennung der Versuch steht, etwas noch nicht im Sprachgebrauch Vorhandenes zu benennen (vgl. Laclau 2005: 71).

Bestimmend für die Kraft der Rhetorik sind folgende Tropen (i.e. rhetorische Figuren): Metapher, Metonymie<sup>7</sup>, Katachrese<sup>8</sup> und Synekdoche<sup>9</sup>. Metaphern korrespondieren mit der paradigmatischen Achse von Sprache, also nach den Regeln der Substitution, während Metonymien als Kombinationen und unmittelbare Nachbarschaft von Signifikanten paraphrasiert werden können, i.e. der syntagmatischen Achse der Sprache entsprechen.<sup>10</sup>

Die Äquivalenzbeziehungen von Signifikanten durch den Bezug auf ein antagonistisches Außen finden in tropologischer Terminologie ihren Ausdruck in den Metonymien und den Metaphern. Partikuläre politische Forderungen bilden Äquivalenzketten (Metonymien)<sup>11</sup>; daraus kann sich in bestimmten historischen Situationen ergeben, dass eine dieser partikulären politischen Forderungen stellvertretend für alle verstanden wird (Metapher) und sich hegemonial durchsetzt. Hegemonie kann als die Selbsterkennung eines metonymischen Segmentes zum Repräsentanten des nicht-abgeschlossenen Ganzen verstanden werden (vgl. Miller in Critchley & Marchart 2004: 220).

Rhetorik, so Laclau, würde nicht benötigt werden, wenn eine diskursive Struktur in ihrer eigenen Buchstäblichkeit geschlossen sein könnte. Das Gegenteil ist aber der Fall: Die Buchstäblichkeit selbst wird erst über Rhetorik konstruiert. Rhetorische Analogien und Verschiebungen als strukturierende Elemente sind demnach für den Diskurs unbedingt notwendig.

Folgende Grafik dient der Veranschaulichung der laclauschen Gesamtkonzeption jeglichen Systems:

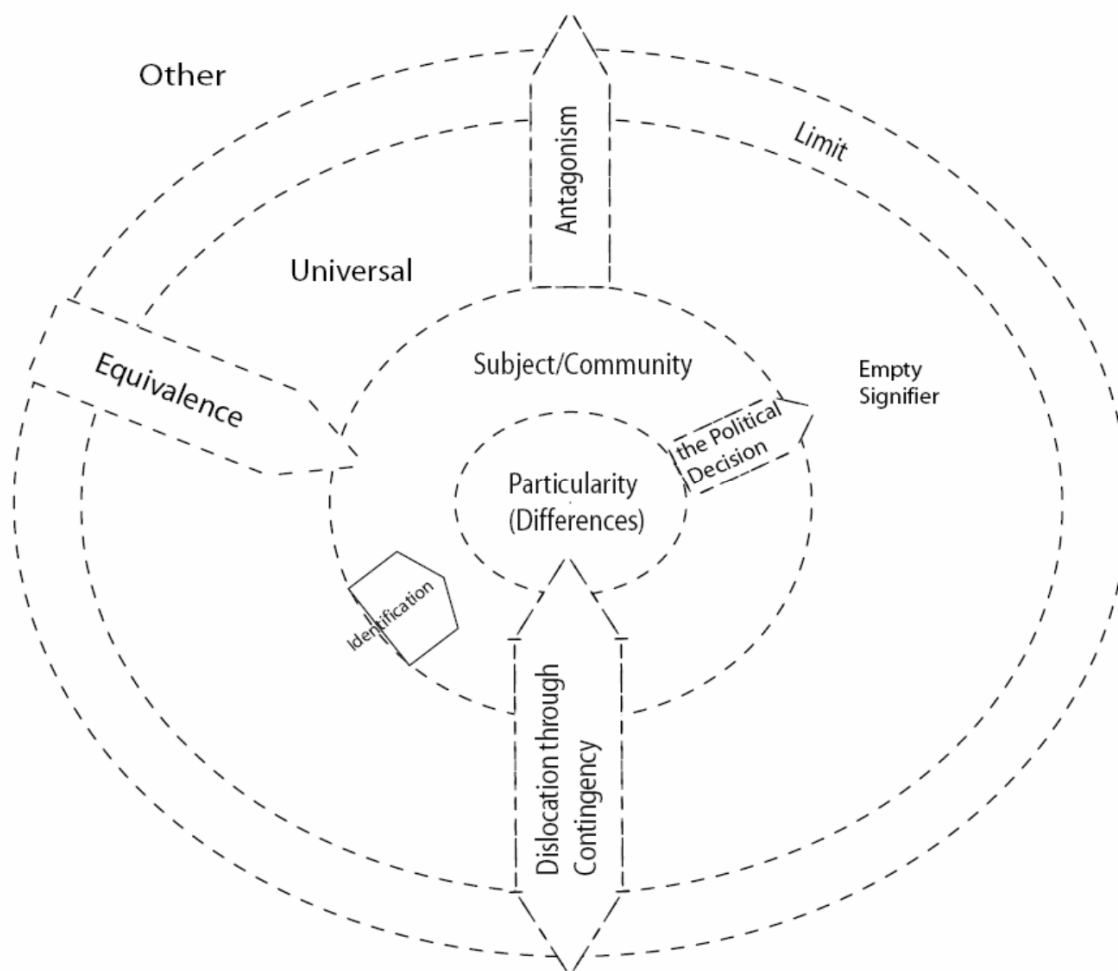
<sup>7</sup> Ein Begriff wird anstelle eines anderen verwendet, mit dem er verwandt ist oder dessen Teil er darstellt.

<sup>8</sup> Katachrese: 1. verblasste Bildlichkeit, gelöschte Metapher (Bein des Tisches, Bett eines Flusses, Maus des Computers), 2. Bildbruch, Vermengung von nicht zusammengehörenden Metaphern.

<sup>9</sup> Synekdoche: Ersetzen eines Begriffes durch einen engeren oder weiteren Begriff.

<sup>10</sup> Ein Beispiel für eine syntagmatische Kombination von Wörtern wäre: „Ich bin durstig und möchte ein Glas Milch trinken“. Hingegen würde die Substitution des Wortes „Glas“ mit „Flasche“ oder „Tasse“ eine paradigmatische Beziehung ergeben, die auf eine gewisse Gemeinsamkeit zurückgreifen können, nämlich auf die, Milch beinhalten zu können. Differenzen befinden sich also auf syntagmatischer Ebene und Äquivalenzen auf paradigmatischer (Laclau 1988: 256).

<sup>11</sup> Etwa die Forderungen diverser struktureller Minderheiten.



### 3. Sprache und Kontingenz bei Richard Rorty<sup>12</sup>

#### 3.1. Vokabulare

PragmatikerInnen wie Rorty sehen Sprache als einen Teil der Welt – ein *Werkzeug* (Wittgenstein 2003) mit dem wir unsere Umgebung bewältigen und das uns Voraussagen ermöglicht, die passender sind als andere. Wahrheit und Bedeutung sind kontextgebundene Kategorien und interessensabhängig. Alles, worauf wir zurückgreifen können und worüber wir Aussagen machen können, sind *Beschreibungen* von Dingen und Handlungen.<sup>13</sup> Da Sätze nicht unabhängig vom menschlichen Geist existieren können, kann es auch die Wahrheit nicht (Rorty 1992: 24). Beschreibungen der Welt werden in Vokabularen strukturiert, welche aus ähnlichen Theorien, Diskursen und Konzepten bestehen. Das Vokabular kann verändert werden, nicht aber die Realität, unabhängig davon, ob eine solche existiert oder nicht. Verändert werden Vokabulare, wenn sie sich als nicht mehr nützlich herausstellen, i.e. wenn die Kombination von vertrauten Vokabularen als unvereinbar gilt und ein unvertrautes Vokabular die Verständigung erleichtern würde – dann werden neue Vokabulare konstruiert.

<sup>12</sup> Die Überlegungen zu folgendem Kapitel stützen sich auf Rorty 1992, Rorty in Mouffe 1999 und Rorty und Davidson 2005.

<sup>13</sup> Der Inhalt-Schema-Dualismus wird aufgegeben (Davidson 1988).



### 3.2. Metaphern

Um diese Neuschöpfungen genauer beschreiben zu können, greift Rorty auf Davidsons Konzeption der Metapher zurück.<sup>14</sup> Metaphern an sich haben keine Bedeutung – sie haben keinen fixen Platz im Sprachspiel. Es sind Worte, die in einem unvertrauten Sinn verwendet werden und erst durch die Interpretation der SprecherInnen Bedeutung erlangen. Gelingt dies und die Metapher erscheint als sinnvoll/zweckmäßig, wird sie in das Sprachspiel integriert. Sie gewinnt darin einen Platz und verliert damit ihren metaphorischen Charakter. Man kann dann von einer *toten Metapher* sprechen, über die ein neues Vokabular geschaffen wurde, das zur Buchstäblichkeit abgestorben ist (Davidson 2001). Rorty verwendet dazu folgendes Bild (Rorty 1992: 41): „Davidson lässt uns Geschichte von Sprache und damit Kulturgeschichte so ansehen, wie Darwin uns die Geschichte eines Korallenriffs anzusehen lehrte. Alte Metaphern sterben ständig zur Buchstäblichkeit ab und dienen dann als Boden und Folie für neue Metaphern.“

Auch hier spielt die Rhetorik eine zentrale Rolle, denn wenn nur auf das bestehende Vokabular zurückgegriffen werden kann um Neues zu schaffen, müssen Verschiebungen stattfinden können. Dafür braucht es die schon bei Laclau näher beschriebenen Tropen. Die Rhetorik, so auch Rorty, solle in der Gesellschaft nicht hinter Logiken gestellt werden, sondern einen zentralen Platz einnehmen (Rorty 1992: 96).

### 3.3. Der/die starke DichterIn

Wie funktioniert nun diese Metapherschöpfung und ihre Integration ins Sprachspiel? Das Subjekt spielt dabei eine zentrale Rolle: Rorty versucht sich von der dominanten Figur des/der PhilosophIn zu lösen und spricht die Fähigkeit, neue Metaphern einzuführen, vor allem den LiteratInnen zu, welche er *starke DichterInnen*<sup>15</sup> nennt. Die Entscheidung für eine neue Metapher ist jedoch nicht rational. Neue Metaphern findet/entdeckt der/die starke DichterIn im kontingenten Aufeinandertreffen von vertrauten Vokabularen und spontanen Nützlichkeitsabwägungen. Die Übernahme neuer Vokabulare funktioniert in Folge hauptsächlich über das Gewohnt-werden. Naheliegend ist nun auch die Frage nach der individuellen Freiheit des/der DichterIn im (Er)finden neuer Metaphern. Wie schwierig diese Gratwanderung zwischen „abhängig vom Kontext“ und „frei in der Entscheidung“ ist, zeigt das folgende Zitat (Rorty 1992: 73): „Nach Davidson [...] drückt eine neu geschaffene Metapher nicht etwas *aus*, was schon vorher dagewesen ist, obwohl sie natürlich *durch* etwas *verursacht* wird, das schon vor ihr da war.“

## 4. Wie Laclau mit Rorty gelesen werden kann und vice versa

„Utopia is the essence of any communication and social practice.“ (Laclau 1990: 92)

<sup>14</sup> Zur Auseinandersetzung zwischen Rorty und Davidson ist jüngst eine interessante Sammlung erschienen: Donald Davidson und Richard Rorty (2005): *Wozu Wahrheit? Eine Debatte*. Hg. von Mike Sandbothe. Frankfurt a. M.

<sup>15</sup> Die starken DichterInnen werden von Rorty *liberale IronikerInnen* genannt, wenn sie zum Wohl der Gemeinschaft beitragen und sich nicht nur selbst verwirklichen.

Die folgende Zusammenführung von Laclau und Rorty soll zu diesem Satz als ihrer Quintessenz führen. Die Lesart Laclaus mit Rorty bringt den Vorteil einer pragmatischen Wende der Hegemonietheorie und befreit die manchmal als absolut anmutenden Kategorien wie Hegemonie, Antagonismus und Universalismus vom Vorwurf des Essentialismus.

Zwischen Rorty und Laclau gibt es zahlreiche Übereinstimmungen sowie auch dezidierte Abgrenzungsversuche (vgl. Mouffe 1999). Zwei, von Laclau selbst formulierte Übereinstimmungen sind: die „Zurückweisung jeglicher metaphysischen Gründung der sozialen Ordnung“ und die „Kritik an Habermas“, i.e. die Ablehnung einer rein rational fundierten Gesellschaft (Laclau 2002: 158). Weiters ist für beide das Fehlen einer a priori gegebenen Struktur zentral. Laclau beschreibt jegliche Konstruktion eines Systems (also auch Identitäten und Diskurse) als aus sich selbst heraus entstehend – aus den Beziehungen der Differenzen zueinander. Auf ähnliche Weise charakterisiert Rorty sprachliche Systeme. Sprache ist kein Medium – sie vermittelt nicht zwischen einer Realität und dem Subjekt, sondern konstruiert sich aus sich selbst heraus. Durch die Hervorhebung von drei Parallelen kann die Symbiose der Theorien einerseits klärend wirken und andererseits zu Weiterentwicklungen führen: (1) die Dislokation (i.e. Verschiebung, Laclau) und die Kollision alter Vokabulare (Rorty), (2) die Entscheidung auf unentscheidbarem Terrain (Laclau) und die Neuschöpfung von Metaphern (Rorty) sowie (3) der Vergleich des Kontingenzbegriffes und die daraus folgenden Konsequenzen für das Subjekt, die als Utopie der Autonomie paraphrasiert werden.

#### 4.1. Dislokation – Kollision alter Vokabulare

Nach Laclau wird ein hegemonialer Diskurs genau dann disloziert, wenn neue Ereignisse durch das traditionelle diskursive System nicht integriert, erklärt oder domestiziert werden können. Diese Unzulänglichkeit des Diskursiven kann durchaus mit Rortys Unbrauchbarkeit traditioneller Vokabulare verglichen werden. Auf gleiche Weise wie Laclau zeigt, dass bei der Dislokation ein Element, das von der Struktur nicht bewältigt werden kann, von außen eindringt und die Struktur an sich verschiebt, beschreibt Rorty den Effekt eines neuen Vokabulars. „Unter Neuartigkeit muss man sich nur etwas von derselben Art vorstellen wie das, was geschieht, wenn ein kosmischer Strahl die Atome in einem DNA-Molekül durcheinander bringt und damit eine Entwicklung in Richtung Orchideen oder Menschenaffen in Gang setzt“ (Rorty 1992: 43). Rorty und Laclau verwenden zur Beschreibung des Vorganges der Dislokation rhetorische Terme: Rorty spricht von Metaphern, Laclau von Katachrese.

#### 4.2. Entscheidung - Neuschöpfungen

Die bereits beschriebenen Dislokationen und das Aufeinandertreffen von alten Vokabularen bedingen, dass Entscheidungen und Neuschöpfungen notwendig werden. Beides, Dislokation und Neuschöpfung, ergibt sich aus der prinzipiellen Dynamik, der Nicht-Abgeschlossenheit und der Offenheit des Systems. Hat nun eine Neubeschreibung statt gefunden, ist ein Element in die vorhandene Struktur eingedrungen und hat eine Entscheidung erzwungen, taucht die Frage auf, wie

sich ein solcher hegemonialer Baustein stabilisieren kann. Rorty konzipiert das Integrieren von „metaphorischen Neubeschreibungen“ (Rorty 1992: 42) in die Buchstäblichkeit über das Gewohntwerden. Gewohnt werden kann man nur etwas, das sich in regelmäßigen Abständen wiederholt. Darauf verweist auch Laclau: *nodal points* können ihren hegemonialen Charakter nur beibehalten, wenn sie ein gewisses Maß an Wiederholbarkeit aufweisen.

#### 4.3. Die Autonomie des Subjekts als Utopie

Jede Entscheidung ist kontingent (also nicht aus einer Essenz/Foundation heraus begründbar) und historisch bedingt. (Neues kann nur aus etwas Vorhandenem entstehen.) Lesen wir dazu Rorty (1992: 30): „Das Problematische an Argumenten gegen die Verwendung eines vertrauten und altehrwürdigen Vokabulars liegt darin, dass sie in eben dem Vokabular formuliert sein sollen, gegen das sie sich wenden. Man erwartet von ihnen, dass sie zeigen, wie zentrale Bestandteile dieses Vokabulars ´ihren eigenen Maßstäben nach inkonsistent´ sind oder dass ´sie sich selbst dekonstruieren´“.

Laclau und Rorty sind sich einig, dass die Bewusstwerdung der eigenen Kontingenz eine Chance ist und keine Resignation hervorrufen muss. Laclau stimmt Rorty in der Hoffnung zu, dass die Annahme kontingenter Diskurse und Vokabulare dazu motivieren könnte, ein/e starkeR DichterIn zu werden (Laclau 2002a: 172). Was Laclaus Zugang von Rortys unterscheidet, ist die Betonung des Zwanges, der jede Entscheidung begleitet. Immer wenn Diskurse auf einander einwirken, oder wenn mehrere Handlungsoptionen zur Verfügung stehen, entsteht Zwang, Hegemonie und Unterdrückung. Das Subjekt unterliegt also dem Zwang insofern, dass es nur aus einem begrenzten Reservoir an Möglichkeiten wählen kann. Zwang und Unterdrückung bestehen aber nicht nur *für* das Subjekt auf Grund seiner begrenzten Möglichkeiten, sondern auch *durch* das Subjekt auf Grund seiner Wahl und dem damit verbundenen Ausschluss von Alternativen. Dazu Laclau wörtlich: „Nachdem ich die Situation evaluiert habe, schließe ich, dass es keinen offensichtlichen Kandidaten für meine Entscheidung gibt, aber ich treffe dennoch *eine* Wahl. Es ist klar, dass ich in diesem Fall die alternativen Handlungsmöglichkeiten unterdrückt habe“ (Laclau 2002a: 160). Es gibt aber einen Moment in dem ein Sprung stattfindet. Das Subjekt löst sich dann vom Kontext und kann frei entscheiden. Dieser qualitative Sprung, der Laclaus Theorie inhärent sein *muss*, wird von ihm nicht ausreichend erklärt. Ein solcher Erklärungsversuch könnte mit einer strengen Genauigkeit hinsichtlich der jeweiligen Perspektive unternommen werden. Auch wenn sich das Subjekt nie völlig vom Kontext und seinen Determinanten lösen kann, nimmt das Subjekt aus der Ersten-Person-Perspektive (vgl. Singer in Geyer 2004) eine solche Loslösung wahr. Diese Unschärfe in der Wahrnehmung bringt das Subjekt dazu, sich als Entität zu erfahren. Die nicht zu eliminierende Determiniertheit wird auch bei Rorty spürbar (1992: 25f.): „Die Erkenntnis, dass die Welt uns nicht sagt, welche Sprachspiele wir spielen sollen, darf jedoch nicht dazu führen, dass wir sagen, die Entscheidung, welches Sprachspiel wir spielen, sei willkürlich, auch nicht dazu, dass wir sagen, diese Entscheidung sei Ausdruck von etwas tief in unserem Inneren“. Kontingenz, die manchmal als Zufälligkeit paraphrasiert wird, ist also oft weniger

zufällig, als viel mehr von einem komplexen Netzwerk von determinierenden Komponenten konstruiert. Die empfundene Zufälligkeit ist aber für die Existenz und das Fortbestehen des Subjekts ausschlaggebend. Aus der Bewusstwerdung der Kontingenz aus Subjektperspektive ergibt sich der Drang zur Stabilisierung der Struktur, indem man sich identifiziert und damit eine Identität erschafft.

Eine wichtige Unterscheidung, die viel zur Klärung der Kontingenzvorstellung sowohl bei Laclau als auch bei Rorty beitragen kann, ist jene zwischen *Ursache* und *Gründen*.<sup>16</sup> Ursachen können sehr vielseitig und auch unbewusst sein. Sie stellen den Boden dar, auf dem Neues entstehen soll, wie in Rortys Beispiel des Korallenriffes. Die Anwesenheit solcher Ursachen würde auch Laclau nicht bestreiten. Im Gegenteil, seine Vorstellung davon, dass das Subjekt nie seinem Kontext entfliehen kann, könnte mit Ursachen paraphrasiert werden (vgl. Laclau 2004: 307). Gründe werden hingegen meist in die Vergangenheit konstruiert. Entscheidungen sollen erklärt werden und die Vergangenheit wird damit neu geschrieben (vgl. Rorty 1992: 59f.).<sup>17</sup> Man könnte also zusammenfassen (Roth in Geyer 2004: 82): „Wir handeln aus Ursachen, aber wir erklären dieses Handeln aus Gründen.“

Zusammenfassend geht es bei beiden um die Perspektive des Subjekts auf seine Verfasstheit, i.e. Selbstreflexion, aus der sich der Versuch der Stabilisierung von Struktur um sich zu identifizieren und eine Identität zu erschaffen, mit der Erfahrung der scheinbaren Zufälligkeit, aus Erster-Person-Perspektive, abwechselt und diese beiden Formen des Erlebens sich gegenseitig dynamisieren. Jegliche Identität ist also immer eine *Utopie* – prekär fixiert wird sie über verschiedene *Illusionen*. Zwei zentrale Komponenten können dabei differenziert werden: (1) Die Illusion einer Geschlossenheit des Systems, des Universellen. (2) Die Illusion einer autonomen Entscheidung, eines revolutionären Aktes und der Einzigartigkeit (Universalität) oder Fähigkeit des Subjekts zu einer solchen.

## 5. Empirische Umsetzung

### 5.1. Diskursanalyse

Geht man von einem poststrukturalistischen Ansatz aus, ist die empirische Umsetzung durch eine Diskursanalyse nahe liegend. Die verschiedenen diskursanalytischen Zugänge unterscheiden sich vor allem in der Definition von Diskurs. So dehnte die sog. dritte Generation der Diskursanalyse den Begriff Diskurs noch weiter aus als die vorigen Generationen (u.a. die CDA – Kritische Diskursanalyse von Fairclough 1992, für die es auch das Außerdiskursive gibt) und schließt damit alle sozialen Phänomene mit ein. Diese sind diskursiv, da ihre Bedeutung ebenso von kontingent konstruierten Regeln und Differenzen abhängt. Diskurs wird somit mit dem Begriff des Sozialen

<sup>16</sup> Allerdings muss dafür die klassische Einteilung von Ursachen für den naturwissenschaftlichen Bereich und Gründen für den Bereich des Menschen aufgegeben werden (vgl. Roth in Geyer 2004). Gründe könnten auch als rationalisierte Ursachen paraphrasiert werden.

<sup>17</sup> Rorty verwendet hier zwar auch den Begriff *Ursache* als im nachhinein erfunden, aus seinen vorhergehenden Verwendungen des Begriffs ist allerdings davon auszugehen, dass er ihn im Sinne von *Gründe* verwendet (vgl. Rorty 1992: 73).

gleichgesetzt. Ein Vertreter dieses Ansatzes ist Jacques Derrida (1988). Soziale Identitäten gelten nicht als durch Bezugnahme auf ein bestimmendes Zentrum fixiert, sondern das Spiel der Bedeutungsgebung wird ins Unendliche prolongiert. Durch und im Diskurs kann Bedeutung nur teilweise und prekär fixiert werden. Andere Poststrukturalisten wie Roland Barthes, Julia Kristeva und Jacques Lacan teilen diesen Zugang zu sozialen Identitäten. Richard Rorty (1992) kann durchaus zu dieser Generation gezählt werden, da seine Definition von sozialer Identität und Diskurs eine ganz ähnliche ist (Torfing 2005: 5ff.).

Ernesto Laclau und Chantal Mouffe versuchten die Ansätze der dritten Generation zusammenzuführen, um eine synthetische post-marxistische, post-strukturalistische politische Theorie zu entwerfen. Sie stimmen mit Foucault (1973) in seiner Ansicht von Macht und Diskurs überein, verwerfen aber die Unvereinbarkeit von Diskursivem und Nicht-diskursivem. Ebenso kritisieren sie die Annahme Faircloughs, Diskurse wären durch Außerdiskursives bestimmt, wie der Wirtschaft oder den Staat.

## 5.2. Medienanalyse

Nachdem in dieser Studie nur mediale Textproduktionen untersucht werden, soll noch auf drei zentrale Aspekte der Funktion und Mechanismen von Kommunikation über Texte und daher auch von Massenmedien anhand der derridaschen und laclauschen Diskursanalyse eingegangen werden (Torfing 1999: 212ff.): (1) Die Essenz von Kommunikation ist nicht primär Austausch von Information: Derrida weist darauf hin, dass oberstes Gebot eines geschriebenen Textes seine Lesbarkeit trotz des Fehlens jeglichen anwesenden Subjektes ist, i.e. des Senders/Verfassers und des Rezipienten (Derrida 1988: 7-8). Das Wesentliche der geschriebenen Kommunikation liegt nicht im Austausch der Information, sondern in ihrer Iterabilität, i.e. der Gleichzeitigkeit von Wiederholbarkeit und Differenzierbarkeit. Die Kommunikation gewinnt ihre Identität durch die Abwesenheit eines Subjektes. (2) Die Nachricht übermittelt keinen reinen Inhalt, sondern ist konstruiert durch hegemoniale Medienkonfigurationen. Die Nachricht kann nicht in einen speziellen Kontext eingeschlossen werden, sie steht ebenso der Verpflanzung in andere Bedeutungsketten zur Verfügung. Es bleibt keine ursprüngliche Bedeutung übrig, die es zu entdecken gilt, sondern nur die mögliche diskursive Konstruktion der Bedeutung in unterschiedlichen Kontexten. (3) Nicht nur die Nachricht selbst ist diskursiv konstruiert, sondern auch alle beinhalteten und teilnehmenden Subjekte. Nach diesen Aspekten müssen die Fragen einer medialen Diskursanalyse ausgerichtet werden.

## 5.3. Analyse des medialen EU-Verfassungsvokabulars

Aus den beschriebenen theoretischen Ansätzen ergibt sich als zentrale Frage für die medialen Auseinandersetzungen zum Verfassungsentwurf, die als beispielhafte Debatten aufgrund ihrer starken Präsenz herangezogen werden: Gibt es EU-Sprachspiele/Vokabulare, auf die zurückgegriffen werden kann? Wenn ja, sind sie in einen ähnlichen Bedeutungskontext eingebettet, i.e. bilden sie *einen* Diskurs, um eine EU-Identität überhaupt möglich zu machen?

Interessant ist eine Analyse des Vokabulars zu diesem speziellen EU-Thema auch vor dem Hintergrund der anvisierten Identitätsstiftung (im klassischen Sinne) qua Verfassung. Untersucht werden je zwei Qualitätszeitungen (liberal und konservativ) folgender Länder: Deutschland, Italien und Großbritannien. Die Erhebung erstreckt sich über einen Zeitraum von einem Monat im Jahr 2005, die Zeit der Verfassungsreferenden in Frankreich und den Niederlanden (i.e. 15.05. bis 15.06.2005) und zwei Monaten im Jahr 2006 mit dem Ende der sog. *Reflexionsphase* (i.e. 01.05. bis 30.06.2006). Die Analysemethode wird relativ offen konzipiert; die primäre Selektion erfolgt aber mit einem Fokus auf verschiedene identitätsrelevante Begriffe wie *Identität, Bürgerinnen, Werte, Verfassung, Krise* etc.<sup>18</sup> Nachdem ein *nodal point* nur als ein solcher verstanden werden kann, wenn er auch eine gewisse Regelmäßigkeit in seinem Erscheinen aufweist, kann ein solcher quantitativ gemessen werden. Des Weiteren werden die mit diesem Knotenpunkt verbundenen *Momente*, d.h. unterschiedliche Begriffe und Konzepte, die immer wieder in Verbindung mit diesem Knotenpunkt auftreten, erhoben. Zusätzlich wird darauf geachtet, welche neuen Terminologien eingeführt wurden, wodurch Rückschlüsse auf ehemals im Raum des Diskursiven flottierende *Elemente* gezogen werden können. Diese Strukturen der Mediendebatten werden dann miteinander verglichen: sowohl unter den verschiedenen nationalen Zeitungen, als auch zwischen den untersuchten Ländern. Von Interesse ist außerdem, ob gemeinsame Antagonismen zu finden sind, die die unterschiedlichen Diskurse einen und Äquivalenzketten entstehen lassen können.

Von den Einzelheiten der Analyse nun zu den Makrostrukturen von Vokabulardynamiken: Folgt man den Ausführungen Rortys zum Moment der Bildung neuer Metaphern, ist das Zusammentreffen von vertrauten Vokabularen für die Konstruktion neuer Identitäten ausschlaggebend. Nur über die Realisierung von Unstimmigkeiten und den damit einhergehenden Problemen im intersubjektiven Zusammenspiel, wird die Notwendigkeit von Neudefinitionen transparent. Ein erster Schritt in Richtung EU-Identität ist in diesem Sinne also die Ermöglichung dieses Zusammentreffens nationaler Vokabulare, ihr Kämpfen um Bedeutungshoheiten und die Durchsetzung eines von allen akzeptierten und sie vertretenden universalisierten, temporär fixierten, Vokabulars in einer gemeinsamen Öffentlichkeit. Das dazu notwendige Vokabular entsteht also nicht qua Verordnung oder Implementierung einer Verfassung sondern durch Streit. Neue Identitäten, also auch eine EUropäische, können erst entstehen, wenn durch das Aufeinandertreffen von alten Vokabularen deren Kontingenz in Form von Dislokationen (Verschiebungen) in der Struktur zu Tage tritt und dadurch ein Mangel empfunden wird, der dann über die Konstruktion einer EU-Identität kompensiert werden kann.

Die Möglichkeit einer Identifikation über ein solches Vokabular ist von einer weiteren Komponente abhängig: die subjektiv empfundene Autonomie des/der BürgerIn (Vgl. 4.3. Die Autonomie des Subjekts als Utopie). Das sich identifizierende Subjekt muss die Entscheidung für kollektive Bindefaktoren als seine eigene empfinden, da es sonst seine Identität nicht temporär

<sup>18</sup> Die Ergebnisse der Analyse werden ab dem Frühjahr 2007 in Form einer veröffentlichten Dissertation zur Verfügung stehen. Interessante Ergebnisse sind bereits in einem ähnlich gelagerten Projekt erworben worden: *The Referenda on the European Constitution: A Crucial Moment for the Development of a European Public Sphere?* (Bärenreuter et.al. 2006.). Eine detaillierte Analysestrategie wurde bereits in einem anderen Projekt entwickelt (Bruell 2006).

schließen kann. Diese Notwendigkeit scheint sich in den vergangenen Monaten selbst erfüllt zu haben, indem die BürgerInnen, aus welchen Determinanten heraus auch immer, zumindest zum Schein von Autoritäten gelöst, eine Entscheidung getroffen haben. Die Ablehnung der Verfassung qua Referenda in den Niederlanden und in Frankreich bietet so die Möglichkeit der Eroberung der bisher fehlenden Subjektperspektive auf eine gemeinsame Identität.

Die hier vorgestellte Studie folgt den Analyseschwerpunkten, die von Howarth (2000: 7f) vorgeschlagen wurden:

a. *Artikulation*: Identität wird durch Artikulation und Re-artikulation von Bedeutungselementen konstruiert. Artikulation ist jede Handlung, die eine Beziehung zwischen Elementen herstellt, so dass deren Identität als Resultat der artikulatorischen Praxis verändert wird. Diskurs ist dann die strukturierte Gesamtheit, die daraus resultiert. Gelingt es Artikulation, glaubwürdige Prinzipien für ein Verstehen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu bieten, setzt sie sich hegemonial durch (Torfing 2005: 15). Untersucht werden muss also die Art der Artikulation, i.e. die Form der Diskursivierung (z.B. mediale Diskursivierung). Noch scheinen Artikulationen zur medialen Verfassungsdebatte in der EU auf nationale Hegemonien beschränkt zu bleiben. So wurde zum Beispiel in Österreich die Möglichkeit eines Hinweises auf religiöse Werte in der Verfassung stark diskutiert, wogegen in Frankreich soziale Fragen dominierten. Zur Analyse der Artikulation sind auch quantitative Daten von Bedeutung, wie zum Beispiel das Ausmaß der Berichterstattung.

b. *Momente*: Momente sind die unterschiedlichen Positionen, die innerhalb eines Diskurses artikuliert werden. Wogegen *Elemente* jene Differenzen darstellen, die wegen ihres gleitenden Charakters, den sie in Zeiten sozialer Krisen und Dislokationen erworben haben, noch nicht im konkreten Diskurs artikuliert wurden. Erst durch eine Re-artikulation gewinnen diese Elemente wieder an Bedeutung, werden also zu Momenten im Diskurs. Die diskursive Artikulation wird allerdings nicht durch irgendwelche essentiellen transzendentalen Signifikate begrenzt, sondern rein durch die Verfügbarkeit von Signifikanten und die Kreativität politischer Kräfte, die in die artikulatorischen Handlungen involviert sind (Howarth 2000: 21, Fußnote 35).

Dislokationen in der Struktur sorgen für Bedeutungsverschiebungen im sich so verändernden Diskurs. Diese Dislokationen werden Rorty folgend durch das Aufeinandertreffen von alten unbrauchbaren Vokabularen ausgelöst. Um Aussagen über die Entstehung neuer Diskurse machen zu können, muss also untersucht werden, welcher Art diese Verschiebungen im jeweiligen Diskurs sind (z.B. *Identitätskrise*, siehe c. Knotenpunkte).

c. *Knotenpunkte*: die Knotenpunkte sind notwendig, um die Elemente in ein Bedeutungssystem von Momenten, i.e. einen Diskurs, zu strukturieren. Bei Laclau vertritt der Knotenpunkt den Mangel des Systems, wie zum Beispiel das Wort *Ordnung* im Zustand extremer Unordnung (siehe 2.2. Hegemoniale Entscheidung). Hingegen soll in der laufenden Studie gezeigt werden, dass auch ein Negativbegriff, also die direkte Bezeichnung der Unordnung, das positive Pendant dazu konstruieren kann. So kann auch der Begriff *Identitätskrise* eine kollektive Identität, die als solche vorher nicht konstatiert wurde, retro-aktiv entstehen lassen. Dieser Begriff der *Krise* scheint sich seit den Referenden in Frankreich und in den Niederlanden als Knotenpunkt etabliert zu haben. Er

weist auch die Qualität eines leeren Signifikanten auf, da Phrasen wie „EU in der Krise“ unterschiedlichste Signifikate binden können. Im Begriff der *Identitätskrise* werden zwei Elemente, also flottierende Signifikanten, im Verfassungsdiskurs strukturiert und es werden ihnen in Verbindung mit anderen Momenten Plätze im Sprachspiel zugewiesen. In der Untersuchung gilt es nun die Beschaffenheit dieser Strukturierung zu analysieren und die Frage zu beantworten, ob es eine gemeinsame Diskursstruktur, auch über Nationen, Parteien und Gesellschaftsstrukturen hinweg, gibt.

Wenn sich die paradigmatischen und syntagmatischen Achsen der verschiedenen Vokabulare nicht entsprechen, können auch keine Identifikationen über sie stattfinden. Anders gesagt, die sie konstituierenden Differenzen müssen auf ähnliche Weise strukturiert sein, um sich gegenüber dem gleichen Horizont äquivalent setzen und damit eine gemeinsame Entität darstellen zu können.

## 6. Conclusio

Die theoretische Auseinandersetzung hat gezeigt, dass Identität nicht nur diskursiv konstruiert wird, sondern dass auch ganz bestimmte Bedingungen erfüllt sein müssen, um überhaupt von *einem* Diskurs, i.e. einem prekär stabilisierten System, sprechen zu können. Für die Europäische Union bedeutet dies, dass es für die Identitätsbildung nicht ausreicht über natürliche Sprachen hinweg gemeinsame Begrifflichkeiten wie *Verfassung/Constitution* zu verwenden. Damit eine kollektive Identität entstehen kann, muss sie (1) in derselben Diskursstruktur konstruiert werden und (2) für das Subjekt eine Perspektive auf die voluntaristische Partizipation möglich sein. Ob sich Diskursstrukturen ähneln und damit die Konstruktion von kollektiven EU-Identitäten möglich ist, wird die Untersuchung zeigen.

Wahrscheinlich ist, dass der Diskursraum der Europäischen Union keinen Diskurs im Sinne eines geschlossenen Systems mit einem gemeinsamen Horizont darstellt, sondern viel eher ein Feld der Diskursivität, also aus verschiedenen relationalen Identitäten zusammengesetzt, ist. Diese formieren sich aber nicht zu *einem* System – *einem* Diskurs – wodurch auch nicht von *einer* EU-Identität die Rede sein kann. Man könnte natürlich auch die Ansicht vertreten, dass die Europäische Union durchaus mit multiplen EU-Identitäten zu Recht kommt. Allerdings wäre damit das Demokratiedefizit nicht beseitigt. Nachdem EU-Bürger auch dazu aufgefordert werden als *eine* politische Gemeinschaft zu handeln, müssen diese auch *einen* Diskurs bilden, damit jede der Partikularitäten auch zu ihrem Recht auf hegemoniale Durchsetzbarkeit kommen kann. Ohne einen gemeinsamen Horizont, also einen Diskurs, können auch die unterschiedlichen Positionen nicht miteinander in Streit treten und die Europäische Union bleibt eine Institutionalisierung einer elitären Illusion.

## 7. Zitierte Literatur

Andersen, Niels Akerstrom (2003): *Discursive Analytical Strategies. Understanding Foucault, Koselleck, Laclau, Luhmann*. Bristol.

Bach, Maurizio (2001): „Integration durch Fremdenfeindlichkeit? Über die Grenzen Europas und die



- kollektive Identität der Europäer“. In: Winand Gellner u. Gerd Strohmeier (Hg.): *Identität und Fremdheit. Eine amerikanische Leitkultur für Europa?* Baden-Baden, 141-149.
- Bärenreuter, Christoph, Cornelia Bruell, Helmut Gaisbauer et.al. (2006): *The Referenda on the European Constitution: A Crucial Moment for a European Public Sphere?*, EIF Working Paper No. 24, [www.eif.oeaw.ac.at](http://www.eif.oeaw.ac.at)
- Bühl, Walter L. (2000): *Das kollektive Unbewusste in der postmodernen Gesellschaft*. Konstanz.
- Bruell, Cornelia, Monika Mokre (2006): *Chancen für eine Europäische Öffentlichkeit. Analyse der medialen Diskursivierung der Wahlen zum Europäischen Parlament in Österreich*, EIF Working Paper No. 26, [www.eif.oeaw.ac.at](http://www.eif.oeaw.ac.at)
- Castoriadis, Cornelius (1984): *Gesellschaft als imaginäre Institution: Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt a. M.
- Cerutti, Furio and Enno Rudolph (eds., 2002): *A Soul for Europe: On the Political and Cultural Identity of the Europeans*, Leuven.
- Davidson, Donald (1988): „Der Mythos des Subjektiven“. In: Donald Davidson: *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv* (Textsammlung 2004), Frankfurt a. M., 79-101.
- (2001): *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford.
- und Richard Rorty (2005): *Wozu Wahrheit? Eine Debatte*. Hg. von Mike Sandbothe. Frankfurt/Main.
- Derrida, Jacques (1988): *Limited Inc*. Evanston.
- Eder, Klaus und Cathleen Kantner (2000): „Transnationale Resonanzstrukturen in Europa. Eine Kritik der Rede vom Öffentlichkeitsdefizit“. In: Maurizio Bach (Hg.): *Transnationale Integrationsprozesse in Europa*, Sonderheft 40/2000 der KZfSS. Wiesbaden, 306-331.
- and Bernhard Giesen (Hg., 2001): *European Citizenship. National Legacies and Postnational Projects*. Oxford.
- Fairclough, Norman (ed., 1992): *Critical Language Awareness*. London.
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M.
- Gellner, Ernest (1983): *Nations and Nationalism*. Ithaka.
- Gerhards, Jürgen (1993): „Westeuropäische Integration und die Schwierigkeiten der Entstehung einer europäischen Öffentlichkeit“. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 22, Vol. 2, 96-110.
- Geyer, Christian (Hg., 2004): *Hirnforschung und Willensfreiheit*. Frankfurt a. M.
- Grimm, Dieter (1995): „Braucht Europa eine Verfassung?“ In: *Juristenzeitung*, Jg. 50, Vol. 12, 581-591.
- Habermas, Jürgen (1999): *Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie*. Frankfurt a. M.
- (2001): *Zeit der Übergänge*. Frankfurt a. M.
- Howarth, David, Aletta Norval and Yannis Stavrakakis (2000): *Discourse Theory and Political Analysis. Identities, Hegemonies and Social Change*. Manchester; New York.
- Kaelble, Hartmut u. Luisa Passerini (2002): “European Public Sphere and European Identity in 20<sup>th</sup> Century History”. In: *Journal of European Integration History*. Jg. 8, Vol. 2, 5-8.
- Kielmansegg, Peter Graf (1996): “Integration und Demokratie”. In: Markus Jachtenfuchs u. Beate

- Kohler-Koch (Hg.): *Europäische Integration*. Leverkusen, 47-71.
- Laclau, Ernesto (1988): "Metaphors and Social Antagonisms". In: Cary Nelson and Lawrence Grossberg (eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture*. Basingstoke, 249-257.
- (1990): *New Reflections on the Revolution of our Time*. London.
- (2002): *Emanzipation und Differenz*. Hg. von Oliver Marchart. Wien.
- (2002a): „Gemeinschaft und ihre Paradoxien: Richard Rortys ‘Liberales Utopia’“. In: *Emanzipation und Differenz*. Wien, 150-173.
- (2004): "Glimpsing the Future". In: Simon Critchley und Oliver Marchart (Hg.): *Laclau. A Critical Reader*. London; New York, 279-328.
- (2005): *On Populist Reason*. London; New York.
- Luhmann, Niklas (1994): "Inklusion und Exklusion". In: Helmut Berding (Hg.): *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des Kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 2*. Frankfurt a. M., 15-45.
- Meyer, Thomas (2004): *Die Identität Europas: der EU eine Seele?* Frankfurt a. M.
- Miller, J. Hillis (2004): "Taking up a Task". In: Simon Critchley und Oliver Marchart (Hg.): *Laclau. A Critical Reader*. London; New York, 217-225.
- Mouffe, Chantal und Ernesto Laclau (2000): *Hegemonie und radikale Demokratie: Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien.
- Rorty, Richard (1992): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a. M.
- (1999): „Bemerkungen zu Dekonstruktion und Pragmatismus“ und „Antwort auf Ernesto Laclau“. In: Chantal Mouffe (Hg.): *Dekonstruktion und Pragmatismus. Demokratie, Wahrheit und Vernunft*. Wien, 37-47 und 155-170.
- Roth, Gerhard (2004): „Worüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise?“ In: Christian Geyer (Hg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit*. Frankfurt a. M., 66-83.
- Saussure, Ferdinand de (1962): *Cours de linguistique générale*. Engler, Rudolf (ed.), Édition critique par R. E., Wiesbaden.
- Singer, Wolf (2004): „Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören von Freiheit zu sprechen“. In: Christian Geyer (Hg.): *Hirnforschung und Willensfreiheit*. Frankfurt a. M., 30-65.
- Torring, Jacob (1999): *New Theories of Discourse. Laclau, Mouffe and Žižek*. Oxford.
- (2005): „Discourse Theory: Achievements, Arguments and Challenges“. In: David R. Howarth and Jacob Torring (Hg.): *Discourse Theory in European Politics. Identity, Policy and Governance*. Basingstoke, 1-32.
- Wittgenstein, Ludwig (1953): *Philosophische Untersuchungen*. Oxford. Neu aufgelegt 2003, Frankfurt a. M.